



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.

Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berluerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

29. Jahrg.

Geläutert.

Skizze von Paula Volkmann.

(Nachdruck verboten.)

Warme, zitternde Sommer Sonne liegt auf dem See. Ganz leise und träge nur murmeln die Wellen, flüsternd rauschen und raunen die Bäume; sonst Stille, schwere, dinstatmende Mittagsstille. Glühender Sonnenschein auch über dem Garten, der bis hart an den See reicht, goldene Sonne, wonnige, heimliche Ruhe. Hin und wieder nur summt ein Insekt durch die Luft, taumelnd, von süßen Wohlgerüchen trunken. Wie ausgestorben das Haus, das in leuchtender Weise inmitten des schlafenden Gartens liegt. Und immer weiter spinn

Mittagszauber mit goldenen Fäden das Haus, den See, den Garten ein. Im grüngoldenen Dämmerlicht der Bäume, die am Rande des Sees waldchenartig zusammenstehen, glaubt man die lodenden, betörenden Weisen des Waldgottes Pan zu vernahmen, und da tritt sogar die Mittagsfee mit leichten, schnellen Schritten in den Schatten des Waldes. Die Mittagsfee? Nein, ein Wesen von Fleisch und Blut, eine schlanke, blonde Frau, die mit großen, grauen Augen sehnsüchtig in die weite Ferne guckt. — Ein roter Sonnenschirm taucht ihr Gesicht in zarte Blüt — ein Sonnenschirm, man denke, wann brauchte wohl die Mittagsfee einen solchen — und gießt rosigen Schimmer auf ihr duftiges weißes Kleid. Ohne sich in den Laubgängen lange aufzuhalten, eilt sie hinter das Ufer; hier ist ein reizendes Ruheplätzchen hergerichtet, so recht geschaffen zum Träumen in köstlicher Mittagsstille; hier bleibt auch die junge Frau. Sie

klopft den Sonnenschirm zu und setzt sich in die Hängematte, diese langsam in Schwingung versetzend. So sitzt sie und schaukelt sich, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und die großen sehnsüchtigen Augen schauen teilnahmslos über all die Schönheit, die glühende Farbenpracht des Hochsommertages hinweg. Plötzlich zieht sie unmutig die Stirn in Falten, ärgerlich klopft ihr Fuß den Boden. Wie schwerfällig ist doch ihr Gatte, warum setzt er sich nur hier fest in dieser entsephlichen Einsamkeit und Dede. Sie hält

es einfach nicht mehr aus, sie sehnt sich krank nach eleganten Menschen, nach belebten Straßen, nach rauschenden Festen. Und er sieht das nicht ein, er ist zufrieden, wenn er hier rudern und schwimmen kann, oder wenn er weite Märsche durch diesen dümmen, dümmen Wald macht. Mit so frohen, glücklichen Augen kommt er von denen zurück, und lachend will er ihr dann immer erzählen, wie schön doch diese verzauberte grüne Wildnis ist. Trostlos beißt sie die Zähne zusammen, nein, sie will nichts davon hören, sie will leben, genießen.



Amerikas Geschüßlieferungen.

Ein 16 zölliges weittragendes schweres Geschüß, welches Amerika massenhaft unseren Feinden liefert.

Mit glänzenden Augen, glühenden Wangen träumt sie vor sich hin. Ah, wenn sie leben könnte wie ihre Freundin Betty; heute ein Ball, morgen ein Fest, übermorgen wieder und so fort in endloser Reihenfolge, ha, wie würde sie dann ihre Macht erproben, loden, betören denn ein Hirt bei werbenden, schmeichelnden Geigenklängen, was will der besagen? Und ihr Mann? Warm schießt ihr das Blut

ins Gesicht, und wieder schaut sie bitterböse in den lachenden Sonnenschein. Nein, niemals wird der so ein Leben führen, sie so ein Leben führen lassen, denn er sagt ja immer, denkt sie mit spöttischem Nacheln: „Nie will ich durch so ein flaches Dahinleben an der Oberfläche mein inneres Erleben aufgeben, das allein ein bleibender Schatz fürs Leben ist.“ Sie zuckt die Achseln, bah, inneres Erleben, löbendes Wort, warum braucht er es? sie will leicht durchs Leben tanzen, lachend den Schaum vom Zaubertank, „Leben“ genannt, schlürfen. Sie will! — aber sie kann nicht, denn sie ist ja an diesen öden Philistern gebunden. Sie zuckt zusammen, vom Hause her wird hell und laut ihr Name gerufen. Bangsam dreht sie den Kopf. Mit hastigen Schritten kommt ihr Mann durch die Wege auf sie zu, ein Zeitungsblatt hin und her schwingend. Soll sie ihm entgegengehen? nein, er kann ja kommen. Und wieder ruft er: „Lore, Lore!“ Doch sie rührt sich nicht. Da ist er auch schon bei ihr. Atemlos, sich beinahe überstürzend, sprudelt er die Worte hervor: „Oesterreich hat an Serbien den Krieg erklärt!“ Gott, denkt die blonde Frau, nichts weiter? und ruhig wippt sie her und hin, ihn ganz überlegen anlächelnd. „Du findest gar keine Antwort darauf?“ — „Was soll ich da sagen, die Sache interessiert mich so gar nicht.“ Müde und schleppend kommen diese Worte von den Lippen Lores, gelangweilt sehen die grauen Augen in die Ferne. — „Und wenn nun Deutschland auch mit in den Krieg verwickelt wird?“ Drängend fragt es der Mann. Leicht zuckt sie die Achseln: „Ach, Lieber, wir sind ja so geschützt hier, soweit werden ja die Feinde nicht gleich kommen.“ Sprachlos starrt der Mann die Frau an. Ja, ist er denn blind und taub bis jetzt gewesen? Wie hat ihm nur diese gänzliche Begeisterungslosigkeit für alles Schöne und Große im Menschenleben, für Vaterland und Heimat entgegen können? Narr, der er ist, da glaubt er noch an goldene Wunder, glaubt, daß seine Frau aufwacht aus ihren Träumen, aus ihrem tatenlosen Dahinleben, wenn es heißt: das Vaterland ist in Gefahr! Stattdessen sagt sie müde und schläfrig: „Das hat für mich kein Interesse.“ O, Gott — er preßt die Zähne zusammen — und das war seine Frau, die Frau, die er mit aller Kraft seines Herzens geliebt hat. Ganz erschrocken starrt er sie an, — geliebt hat? Nein, er liebt sie ja noch, denn sie gehört ihm doch, ist jung und schön. Jung und schön — und weiter nichts — ein bitteres Nacheln spielt um seine Lippen, als er langsam wieder dem Hause zugeht.

Seller Glodenschlag tönt durch die Stille, und langsam steht da auch die junge Frau auf, denn nun ist es ja Kaffezeit; sie lächelt, gut bürgerlich Kaffezeit, kein eleganter five o'clock tea. Mit ihren schnellen, leichten Schritten geht sie denselben Weg, den vorher ihr Mann so zornig getränkt gegangen ist, und kein Gedanke kommt ihr, daß sie ihm eben bitter weh tat. Bisett, das niedliche Stubenmädchen, kommt ihr entgegen mit so erwartungsvoll begeisterten Gesicht: „Gnädige Frau, Oesterreich hat den Krieg erklärt.“ In komischer Verzweiflung wehrt Lore ab: „Nichts von Krieg, das interessiert mich nicht.“ Entsetzt sieht Bisett ihr nach; Krieg interessiert die gnädige Frau nicht? O, was ist sie doch für ein Menschenkind. Kopfschüttelnd geht sie hinab in die Küche. — Währenddessen steht Lore vor ihrem Mann: „Nun, Klauschen, ausgebrummt?“ Lachend zieht sie ihm die Ohren. Sanft macht er sich frei und sagt unendlich traurig: „Ich brumme nicht, denn ich hätte mir ja denken können, daß ich bei dir kein Verständnis finde.“ Willkommen sieht sie ihn an, sie will antworten, aber er wehrt ab. „Daß, komm, wir wollen nun Kaffee trinken.“ Wie schön kann so eine Kaffeestunde sein, was hat man alles zu plaudern, zu erzählen, welch geheimnisvollen Zauber übt ein hübsch gedeckter Kaffeetisch, der dufende, braune Trank auf ein empfängliches Gemüt aus. Wie hat er sich früher auf die gemeinsame Stunde gefreut, in der er ihr alle seine kleinen Vergernisse und Freuden erzählen wollte, um bei ihr warme Teilnahme für alles zu finden. Früher, als er noch glaubte, sie hätte kein Verständnis für seine Art. Er blickt zu ihr hinüber. Mit unendlich gleichgültigem Gesicht rührt sie in ihrem Kaffee. „Lore,“ sagt er plötzlich, „wirst Du wirklich hier bleiben, wenn auch in Deutschland Krieg ausbricht?“ Ergeben faltet sie die Hände. „Liebster Klaus, ich werde ja wohl hier bleiben müssen, denn Du fährst ja doch vor dem Herbst nicht nach Berlin.“ — „Ich? aber Lore, was denkst Du denn so eigentlich; ich muß doch mit, wenn mobil gemacht wird.“ — Mit großen, ungläubigen Augen sieht sie ihn an, ein leises Entsetzen will sich in ihr regen, aber gewaltsam schüttelt sie es ab. — „Nun, dann fahre ich eben mit Hetty nach Ostende.“ — Er glaubt, nicht richtig gehört zu haben. „Nach Ostende, wenn Dein Vaterland in Gefahr ist?“ — „Nun, warum nicht? ich schwärme ja nicht so wie Du für Vaterland und andere schön klingende Worte, ich bin nun einmal mehr für Internationalität.“ — Ganz wach ist ihr nicht dabei. Das merkwürdige Angstgefühl von vorhin läßt sie gar nicht los, und dabei ist es nicht eigentlich Angst, sie weiß nicht, was es ist. Ganz scheinbar blickt sie auf ihren Mann, da wird sie totenblau, denn schrecklich drohend

sieht er sie an. Eine Weile ist drückendes Schweigen zwischen ihnen, und sie meint, er müsse ihr Herz klopfen hören. Dann sagt er gewaltsam beherrschend: „Sei zufrieden, daß Du ein Weib bist, denn wärest Du ein Mann, würde ich Dich auf der Stelle vor meine Klinge fordern, und dann — Du verdienst gar nicht, eine Deutsche zu sein.“ Er steht auf und geht mit wuchtigen Schritten hinaus.

Wie betäubt bleibt sie zurück. Sie hört, ohne es in sich aufzunehmen, wie er dem Hunde pfeift und dann das Haus verläßt. In ihrem Kopf kreist nur der eine Gedanke: „Wenn Du ein Mann wärest, würde ich Dich fordern und dann —“. Sie schaudert. Ganz schnell, als wolle sie fliehen, läuft sie über die Terrasse hinunter an den See, und immer folgt ihr das eine Wort: „ich würde Dich fordern und dann —“. Erschöpft setzt sie sich wieder in die Hängematte. Hat sie denn so Entsetzliches geredet, daß er ihr so drohen kann? Was ist denn das Vaterland für sie, es ist dem Vaterland doch auch ganz gleichgültig, wo sie wohnt, ob hier in Deutschland oder zum Beispiel in Paris. Ist es aber auch wirklich so? Sie stützt den Kopf in die Hand. Sie war doch früher immer begeistert gewesen, wenn man vom Vaterland sprach. War das nur, weil sie damals noch Kind war und nicht weiter darüber nachdachte? Wie kann dann aber ihr Mann heute noch so stark am Vaterland hängen und mit so großer Begeisterung und Wärme davon sprechen? Er ist doch so klug. Oder bedeutet das Vaterland wirklich das Höchste für jeden einzelnen, auch für sie? Sie weiß es nicht. Sie weiß nur, daß Hetty immer gesagt hat, daß die Franzosen zum Beispiel den Deutschen in Eleganz und Galanterie tausendmal über seien. War zu große Bären seien die Deutschen. Und Hetty muß das doch wissen, sie lebte ja schon einmal vier Jahre in Paris. Siedend heiß schiebt ihr das Blut in den Kopf. Wie lächelt Klaus doch immer spöttisch, wenn Hetty von den galanten, eleganten Franzosen schwärmt. Wie sagt er doch dann immer so ganz kühl und ironisch: „Gewiß, Gnädigste, galant und elegant und fabelhaft „chic“ sind die Franzosen; aber werden damit Schlachten geschlagen und gewonnen? Werden dadurch innere Werte geschaffen?“ — Sie stöhnt ganz qualvoll auf; wer kann ihr nur aus dieser Wirrnis helfen, ihr Mann tut es nicht, zu sehr hat sie ihm weh getan. Matt schließt sie die Augen, nur nicht mehr denken. Da tönen vor ihrem Ohre wie eine Mär aus längst verklungenen, glücklichen Kindertagen die herrlichen Worte Schillers, den sie einst so sehr, ach so sehr geliebt hat: „Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen, hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft, dort in der fremden Welt kämpfst Du vergebens, ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zernichtet.“ — Wie wird ihr nur so eigen bei diesen Worten, warum nur schlägt ihr Herz so schnell und freudig den Takt dazu? Liegt in diesen Worten denn die Wahrheit? Gewiß, ihr Mann wird ihnen sofort zustimmen, denn er glaubt ja fest daran, daß es die heiligste Aufgabe jedes Menschen ist, seine ganze Kraft dem Vaterlande zu widmen. Wie oft hat er mit tiefem Erbarmen von vaterlandslosen Gesellen gesprochen. — Vaterlandslose Gesellen, sind sie wirklich unglücklich? Sie muß unwillkürlich an das Auswandererschiff denken, das sie im vorigen Herbst sah. Mit welcher unendlichen Sehnsucht im Blick schauten die meisten auf das Festland, die Heimat Erde zurück. Und doch waren diese nicht eigentlich vaterlandslos, sie liebten die Heimat ja nur zurück; wenn dann die Fremde zu hart und kalt sich ihnen zeigte, dann konnten sie heimkehren. Wer nun aber international ist, wer kein eigentliches Vaterland hat, wie sie sich das vorher wünschte, der muß untergehen in der großen, kalten Welt mit brennendem Weh und unerfüllter Sehnsucht im Herzen. Wie ein Blitz durchzuckt sie die Gewißheit. Sie begreift sich selbst nicht mehr; vor ein paar Stunden noch wollte sie ins Ausland gehen, wenn in Deutschland auch Krieg ausbrechen würde, und jetzt empfindet sie darüber brennende, quälende Scham. Sie schüttelt den Kopf, was will sie nur eigentlich, sie kann ja nicht mitkämpfen, sie ist doch nur eine Frau. Da stockt ihr Herzschlag, — sie kann nicht kämpfen, aber er, Klaus, muß mit. Mit großen, erschrockenen Augen starrt sie in das leuchtende Farbenpiel der untergehenden Sonne. Dann springt sie auf und eilt in das Haus, sie muß ihn versöhnen, kein anderer Gedanke hat augenblicklich Platz in ihr. Auf der Treppe sieht sie Bisett, die den großen Koffer ihres Mannes schleppt. Mit wankenden Knien geht sie da in sein Zimmer, sie weiß, er will reisen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. Er läßt sich auch durch ihren Eintritt gar nicht stören, ruhig packt er weiter, nur tiefer wird die bittere Linie um seinen Mund. Eingeschüchtert bleibt sie an der Tür stehen. „Klaus“ — wie ein Seufzer zittert sein Name durch den Raum. Er beugt den Kopf tiefer auf die Arbeit, nur nicht weich werden, mit einer Frau, die in sträflicher Gleichgültigkeit verharret in einer Zeit, die Mut und tatkräftiges Einsetzen jeder Persönlichkeit fordert, kann er keine Gemeinschaft haben. Ihr traten die Tränen in die Augen, schnell kommt sie auf ihn zu. „Klaus, nimm mich mit.“ Ganz kühl sieht

er sie an, mit heißender Ironie fragt er: „Ah, es ist der Gnädigsten wohl zu langweilig hier allein? Nun ja, Du hast recht, Berlin ist immer amüsanter als diese einsame Waldvilla. Du hast dort Menschen, Vergnügungen, Abwechslung, wonach Du Dich hier vergebens sehnst.“ — „Nein, deshalb will ich nicht mit, ich will lernen, daß das Wort „Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an“ — wirklich Berechtigung hat, ich will es in dieser Zeit an mir selbst erfahren.“ Erstaunt sieht Klaus auf Lore. „Wie willst Du das lernen, wenn Du es nicht in Dir spürst?“ Da bittet sie leise: „Klaus, hilf Du mir, dann wird es schon gehen und darum nimm mich jetzt mit.“ Er zaudert noch, er kann nicht gleich fassen, daß Lore endlich beginnt, aufzuwachen. Er atmet tief, das ist ja ein Glück, größer als er jetzt noch zu hoffen wagte. Dann aber, in dieser warmen Freude, die er darüber empfindet, zieht er sein Weib in die Arme, küßt sie auf den Mund, der so lieb bitten kann und sagt einfach und herzlich: „Ich werde Dir helfen!“

Was für eine Zeit beginnt jetzt für Lore. Mit aufmerksamen Augen schaut sie umher, mit wachen Sinnen erlebt sie diese Tage mit. Ueberall ist Klaus ihr ein williger Führer, ein kluger Lehrer. Unfaßbar ist es ihr, wo all diese heilige Begeisterung herkommt im Zeitalter des traffesten Realismus! Wie ein Raufsch ist es über die Bevölkerung gekommen, und in ihrem Herzen singt und klingt es mit, als wenn gleichgestimmte Saiten angeschlagen würden. Verwundert über sich selbst schüttelt sie den Kopf. Ist sie das wirklich, die voll Eifer die Zeitungen studiert? Sie, die früher nur französische Romane ganz flüchtig las? Sie sieht die Menschen rundherum an, die gleiche, weichevolle Stimmung glänzt aus aller Augen, die gleiche ungeduldige Erwartung beherrscht alle. Sie fühlt, wenn im Anfang auch noch undeutlich, was das Vaterland nun auch für sie bedeutet, wie sie leiden würde, wenn es unterginge. Und weiter mit ehernen Schritten schreitet die gewaltige Zeit. Am Freitag morgen liest sie das Ultimatum Deutschlands an Rußland. Mit zitternden Händen schiebt sie ihm das Blatt hinüber. Er liest und nickt, er hat das erwartet. Und draußen scheint die Sonne so golden hell, die Vögel zwitschern vergnügt und fröhlich, als gäbe es das schreckliche Wort „Krieg“ gar nicht. Lore denkt unwillkürlich, auch die Natur müsse atemlos der Entscheidung entgegenharren. Wenn nun Deutschland untergeht, dann kann sie ja frei sein, international, wie sie das früher wünschte; doch nein, nein, sie schüttelt energisch den Kopf, Deutschland soll und wird nicht untergehen, alle seine Söhne werden freudig in den Kampf eilen, und die Frauen und Mädchen werden zu Hause versuchen, die schwerste Not zu lindern, auch sie wird dabei sein, das ist ihre Aufgabe, ihr Ziel. Und mit leuchtenden Augen geht sie hinüber an den Flügel. Gerührt schaut ihr Mann ihr nach. Gottlob! sie ist wach geworden. Da braust hell und freudig, zuversichtlich, feierlich „Deutschland, Deutschland über alles“ durch den Raum. Und mit den Tönen schwingt ihre Seele, ihre gesund gewordene Seele sich empor. „Gott, Vater, laß Deutschland siegen, laß es nicht untergehen,“ betet sie leise und inbrünstig. Sie hat ihr Vaterland wiedergefunden. — Hastig und aufgeregte kommt am Nachmittag ihre Freundin Gerty zu ihr. „Lore, Liebste, Du mußt mit, wir wollen während der Kriegsunruhen an den Vierwaldstättersee fahren, da hören und sehen wir nichts von all dem Schrecklichen.“ — Heißes Rot schießt Lore ins Gesicht; das Gleiche hat sie auch einmal gedacht, hat es sogar gesagt, wie konnte sie nur. Abwehrend schüttelt sie jetzt den Kopf: „Geh' allein, ich bleibe hier.“ — „Das kann doch Dein Ernst nicht sein? Was willst Du auch hier?“ — „Helfen, soweit es in meinen schwachen Kräften steht, mein Platz ist hier.“ — „Aber bedenke doch, Du wirst hier keine Zerstreuungen haben, keine Vergnügungen, keinen harmlosen Flirt.“ Wieder erötet Lore lächelnd, dufender leuchtender Sommer Sonntag steht vor ihren Augen, ein Sonntag, an dem sie sich nach rauschenden Festen krank gesehnt hat. Da wurde sie durch ein paar Worte aufgerüttelt. „Ich würde Dich fordern und dann —.“ Heute weiß sie, daß ein Leben, wie sie es damals so heiß wünschte, dem Menschen nichts an Gehalt und Wert bieten kann; sie weiß, daß der Mensch aber vor allem auch das Vaterland, den Boden der Heimat braucht, um mit allen Rechten neben den fremden Völkern zu bestehen. Soll es vielleicht den Deutschen so ergehen wie den Israeliten, die in jedem Lande nur geduldet sind und rechtlos leben, nur weil man ihnen die Heimat nahm? Nein, so soll es mit Deutschland nicht werden, darum muß jeder tapfer seinen Platz ausfüllen, die Männer draußen im Felde, die Frauen daheim. Und mit leuchtenden, entschlossenen Augen sagt sie daher: „Was sollen mir Feste, Theater, Vergnügen? Dazu ist jetzt nicht die Zeit, jetzt gilt es zu arbeiten, zu helfen.“ Spöttisch zuckt Gerty die Achseln: „Kleine Schwärmerin.“ Dann geht sie.

Am Abend bringt Klaus die Nachricht mit heim, daß über Berlin der Kriegszustand verhängt ist. „Das ist die Gewißheit,“ denkt Lore, und plötzlich zuckt schreckhaft die Erinnerung in ihr auf: „Wenn mobil gemacht wird, muß ich mit.“ Ist das wahr? Sie sieht ihn an. Ernst, fast feierlich nickt er ihr zu. „Ja, Lore, ich

ziehe mit, ich kämpfe für Kaiser und Vaterland, und will's Gott, lehre ich in einer besseren Zeit zu Dir zurück.“ — Sie nickt, sie kann nicht sprechen. Sie weiß ja, daß es sein muß; ist sie doch auch nicht die einzige, die das Liebste hergeben muß, was sie hat. Tausende werden es tun, strahlenden Stolz in den Augen und heimliches zitterndes Weh im Herzen. Wieviele aber werden wiederkommen? Da werden doch die Augen feucht. „Nicht weinen, Lieb, dazu ist jetzt keine Zeit.“ Tapfer schludt sie die Tränen hinunter, nein, sie will nicht weinen; es gilt ja das Vaterland, und fällt er, dann hat sie eine große, heilige Aufgabe zu erfüllen. Sie hat jetzt Gewißheit, sie muß dann sein Kind nach seinem Vorbild erziehen. Ein leises Lächeln huscht über ihr Gesicht — sein Kind — wie will sie es lieben, wie hat sie es jetzt schon lieb, das winzige, winzige Wesen. Nicht einmal kommt ihr der Gedanke, wie sie früher davor gezittert hat, Mutter zu werden. Ganz stolz ist sie jetzt, ganz seliges Erwarten.

So hat sie die Menschen noch nie gesehen, wie heute in Erwartung der Mobilmachungsorder. Klaus hat sie mitgenommen, gerade mitten hinein ins Menschengewühl. Auf dem Potsdamer Platz steht die Menge Kopf an Kopf. Atemlose Spannung, zitternde Erwartung auf allen Gesichtern. Da kommen die Extrablätter. Totenstille auf dem weiten, weiten Platz. Ein Herr in weißen Beinkleidern ist auf einen Kohlenwagen gestiegen. Mit weithin tönender Stimme liest er vor, daß S. M. der Kaiser die Mobilmachung befohlen hat. Zunächst schweigt noch alles. Die Unruhe des Wartens ist vorüber, die Gewißheit, der Krieg ist da. Nun braust mit hellem, sieghaftem Klang „Sei Dir im Siegerkranz“ empor, mit inniger Begeisterung von allen gejunen. Das mächtige, weichevolle „Deutschland, Deutschland über Alles“ schließt sich an. Lore schießt die Tränen in die Augen. — „Nicht weinen,“ bittet Klaus. „Ich weine nicht, ich bin ja so stolz, daß ich diese Zeit miterleben darf.“ — Warm umschließt seine Hand die ihre. Wozu doch so ein Krieg gut ist. Seine Lore hat er aufgeweckt und sie wieder zu einer deutsch fühlenden, denkenden Frau gemacht.

In den nächsten Tagen kommt Lore nicht recht zur Besinnung; am Donnerstag schon muß Klaus sich bei seinem Regiment melden, und bis dahin gibt es sehr viel zu tun. Sie will ihm doch so viel Liebes und Gutes noch erweisen und ist darum von früh bis spät für ihn tätig. Es ist gut so für sie, denn manchmal will doch das Trennungswesh sie übermannen. Am Mittwoch noch feiert sie eine ungestörte Wehestunde mit ihm zusammen, und dann muß sie ihn ziehen lassen. Wieder wollen die Tränen kommen, doch energisch trocken sie sie. Mit heiliger Andacht im Herzen durchlebt sie neben ihm den Gottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Gläubig, mit hoffendem Herzen singt sie mit, und ganz tapfer und ruhig wird sie bei den Worten des Superintendenten Conrad: „Gott hat uns nicht gegeben einen Geist der Furcht, sondern einen Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.“

Durch lachenden Sonnenschein geht sie mit ihm nach Hause. Rührend besorgt ist sie um ihn, mit soviel Liebe, soviel inniger Sorgfalt umgibt sie ihn, als will sie ihn für all die Not und Qual des Krieges schon heute entschädigen. Nicht einmal sieht er sie mutlos und verzagt. Immer hat sie ein Lächeln, ein gutes Wort für ihn. Mit inniger Bärtlichkeit zieht er sie in die Arme: „Mein Weib, Du deutsches Weib“. Unendlich beglückt schließt sie die Augen, jetzt ist das häßliche Wort ausgelöscht: „Du bist nicht wert, eine Deutsche zu sein.“

Am andern Morgen droht aber doch, die Fassung sie zu verlassen. Weinend hängt sie an seinem Hals. Sanft streicht er ihr übers Haar, um sie zu beruhigen. Da richtet sie sich auf und sagt leise mit bebenden Lippen, doch wunderbar glänzenden Augen: „Klaus, Du ziehst jetzt fort, zu Kampf und Sieg oder Not und Tod. Was Gott mit uns vorhat, wissen wir nicht. Wenn Er Dich aber mir wiedergibt, dann trägst Du vielleicht ein winziges, zappelndes Etwas entgegen, Dein Kind, Klaus. Und,“ sie schludt tapfer, „kommst Du nicht wieder, stirbst Du den Heldentod fürs Vaterland, dann soll es meine heiligste Aufgabe sein, Dein Kind echt deutsch, treu dem Kaiser und Vaterland zu erziehen. Und nun gehe, und Gott schütze Dich, mein lieber, lieber Mann!“ Ungläubig sieht er sie an, da nickt sie mit feuchten Augen: „Ja, Klaus, zum Frühjahr rufen wir Dich, so Gott will, Väterchen!“ Ganz leise und innig sagt sie es „Väterchen!“ In scharfer Andacht hält er ihre Hände, küßt er ihren Mund. „Lore, mein Weib, wie danke ich Dir!“ Dann muß er fort, die Pflicht ruft. Noch lange winkt sie ihm nach, bis sie auch nicht mehr einen Schimmer seiner Uniform sehen kann, und wieder geht sie dann an den Flügel. Tränen rollen über ihr blaßes Gesichtchen, aber machtvoll, zuversichtlich brausen die Töne empor: „Deutschland, Deutschland über Alles!“



Geschäftliches.

Wie kann man die Reifezeit der Johannisbeeren hinauschieben.

Nicht selten kommt der Obstzüchter in die üble Lage, wenn seine Johannisbeersträucher so schwer mit Früchten behangen sind, daß sie fast brechen, seinen Ernteseigen halb verschleudern zu müssen, denn überreif dürfen die Johannisbeeren nicht werden, weil sie dann den Transport nicht aushalten. Auch der Herrschaftsgärtner und der Gartenfreund weiß in solchen Fällen oft nicht, wohin mit all dem Obstsegen, da gerade in dieser Zeit auch Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren und all die anderen Obstsorten ihre Früchte in reichster Fülle darbieten. Oft fehlt es dann an Arbeitskräften, die Beeren zu pflücken, und diese haben einen so niedrigen Marktpreis, daß sich der Arbeitslohn nicht bezahlt macht und man die Beeren lieber am Strauche hängen läßt.

Nun gibt es aber ein ganz einfaches Mittel, die Reifezeit seiner Johannisbeeren beliebig zu verlängern und sie am Strauch bis tief in den Herbst hinein frisch und vollsaftig zu erhalten. Im Juni, wenn die Beeren am Strauche vollständig ausgewachsen sind und sie an der dem Licht zugekehrten Seite sich leicht zu röten beginnen, bindet man die Sträucher einfach mit einem Strick aus Kokosfasern zusammen, so fest aber, als man derlei Sträucher zusammenbindet, wenn sie einem beim Graben und Pflanzen wegen ihrer Sperrigkeit hindern. Dieses Zusammenbinden schadet den Sträuchern durchaus nicht, hindert sie auch nicht in ihrer Entwicklung, verlangt aber das Reifen der Beeren im Strauchinnern ganz bedeutend. Man hat es auf diese Weise in der Hand, das Reifen der Johannisbeeren dadurch zu regeln, daß man nach und nach die Stricke von den einzelnen Sträuchern löst.

Wie oft kommt es vor, daß der Gartenbesitzer im Sommer verreist und die schöne Beerenzeit vorübergeht, ohne daß man von seinen Früchten auch nur eine einzige frisch genießen konnte. Hat man aber auf die angegebene Weise vorgesorgt, so kann man noch im September, ja im Oktober frische Johannisbeeren ernten. Für den Obstzüchter ist dies Verfahren besonders von Vorteil, denn die Beeren haben zur Zeit der „Hochflut“ keinen Preis, später hingegen werden sie wieder stark begehrt und gut bezahlt. Auch stehen dann wieder Arbeitskräfte zum Pflücken genug zur Verfügung; das Zusammenbinden macht sich also gut bezahlt. — Will man seine Sträucher aus irgend welchem Grunde nicht zusammenbinden, so hülle man sie leicht in Stroh oder Schilfrohr ein, indem man solches um den Strauch herumstellt und leicht mit einem Band umgibt. Auch so reifen die Beeren langsam und ermöglichen noch bis spät in den Herbst hinein eine Ernte.

Ueber das Einmachen von Früchten.

Nicht allen Hausfrauen steht der — übrigens sehr zu empfehlende — Bedapparat zur Verfügung und doch soll die Vorratskammer reiche Schätze bergen, die sie sich besonders aus dem ländlichen Garten so billig und frisch herstellen kann. Da ist anzuraten, daß die Methode unserer Großmütter wiederum ins Gedächtnis zurückkehrt. Die Früchte waren herrlich und kaum von den frischgepflückten zu unterscheiden. Dazu kommt, daß kein Zucker nötig ist. Verdirbt also wirklich eine Flasche, so ist der Schaden nicht so groß. — Es sind also sauber gespülte, völlig ausgetrocknete, d. h. ausgelassene, weithalsige Flaschen zu wählen, die vor dem Gebrauch sauber mit den bekannten Säden zu schwefeln sind. Dann werden die ungewaschenen Beeren hineingetan und zwar möglichst fest. Um dies zu bewerkstelligen, legt man die nur scheinbar gefüllte Flasche auf das Knie und stößt kräftig und anhaltend so lange herunter, bis sich der Inhalt etwa zur Hälfte verringert hat. Dann fährt man mit dem Füllen und Stoßen fort, bis die Flasche in der Tat bis zur Hälfte des Halses gefüllt ist. Auf diese Weise einzumachen empfiehlt es sich: Blaubeeren, entsteinte Kirschen, entsteinte Pflaumen, Stachelbeeren, die natürlich von Stiel und Köpfchen zu befreien und zuvor sauber zwischen zwei Tüchern abzureiben sind. Außer diesen Beerenfrüchten (Erdbeeren sind nicht zu nehmen, da sie grau und unansehnlich werden) sind noch sehr kleine Erbsen (Schotenkerne) und junge Bohnen, die man am besten schnittelt, sowie junge Karotten zu nehmen. Bei diesen drei letztgenannten empfiehlt es sich, sie leicht zu salzen und erst am folgenden Tage in die Flaschen zu füllen. Von Pilzen ist abzuraten. Sie erhalten — erfahrungsgemäß — leicht ein lederartiges Aussehen und werden beim Schmoren nicht weich. — Hat man so seinen Bedarf unter Dach und Fach gebracht, nehme man sorgsam zuvor gebrihte Korken, stecke sie fest herein, überbinde sie kreuzweise und stelle nun alle Flaschen in einen großen Kessel, der, zur Hälfte mit kaltem Wasser gefüllt, soviel feuert, daß jede einzelne Flasche, ohne sich zu berühren, darin feststeht. Die Flaschen müssen ungefähr eine Stunde kochen (Beeren nur 30 Minuten) und dann völlig in diesem Wasser erkalten. Dann erst werden die Korken fest eingetrieben und die Flaschen gelad. Sie sind stehend am kühlen dunklen Ort aufzubewahren.

Bei Gurken, Melonen und Kürbissen

werden die Ranten gleichmäßig verteilt. Rechts und links von den Gurkenreihen steckt man Holzreißig fast horizontal, nur mit einer leichten Neigung nach hinten. Die Gurkenranken klammern sich daran und ihre Früchte sind der Fäulnis nicht so sehr ausgesetzt, verteilen sich auch besser und tragen reichlicher.

Sommersprossen

entfernt nur Creme Any in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! Frko. M. 270 (Nachn. 2.85). Gold-Medaille London Berlin, Paris 1882 notariell beglaubigte Dankschreiben, besitzthier für nur d. Apotheke z. elsernen Mann, Strassburg 28 Ele.



Seite Schnellwaschseife Ctr. Mk. 66, — 1/4 Ctr. Mk. 17,75 Bfn. freibl. ab Lager Nachn. P. Holter, Breslau 51 165.

Zuckerkrankhe

Fussbodenöl
—Ersatz, staubbindend, behördl. genehmigt (kein minderwertiges) M. 28. — p. 100 kg. inkl. Paß. Walther Strömer, Cöln am Rhein Fabrik wasserlöslicher Öle Telephon A. 1717 u. A. 1518. Schließfach 167.

Qualitäts-Betten

keine Reklamebetten, sondern erprobte, bestbewährte Qualitäten, was auch die vielen Dankschreiben beweisen. Hochrein rot, dicht Daunenkörper, große 1 1/2 schlaf. Ober- und Unterbetten und 2 Kissen mit 20 Pfd. zartweiche Federn und Halbdaunen, das Gebett Mk. 44,50, dasselbe Bett m. Daunendecke Mk. 49,50. Feinst. herrschaftl. Daunbett Mk. 54,50. Zweischlaf. kostet jedes Bett Mk. 6,50 mehr. Nichtgefallend, Umtausch oder Geld zurück. Katalog frei. Lassen Sie sich nicht durch billige Preise täuschen, nicht der Preis — die Qualität entscheidet. Altbewährtes Betten-Versandhaus. A. & M. Frankrone, Kassel 123.

Geflügelfutter!

100 Pfd. 50 Pfd. Gebrauchsfertig . . . 24,50 12,50 Schweinemastmehl I 22,50 11,00 do. 3. Ausmäßen II 22,00 10,50 ab hier unt. Nachn., solange noch Vorrat. C. Fr. Köbele, Langenargen a. B. 10.

erhalten Gratis-Broschüre über diätetische Kur durch W. Richartz, Cöln, Georgsplatz 2b.

Prima
Qualitäts-Betten
keine Reklamebetten, sondern erprobte, bestbewährte Qualitäten, was auch die vielen Dankschreiben beweisen. Hochrein rot, dicht Daunenkörper, große 1 1/2 schlaf. Ober- und Unterbetten und 2 Kissen mit 20 Pfd. zartweiche Federn und Halbdaunen, das Gebett Mk. 44,50, dasselbe Bett m. Daunendecke Mk. 49,50. Feinst. herrschaftl. Daunbett Mk. 54,50. Zweischlaf. kostet jedes Bett Mk. 6,50 mehr. Nichtgefallend, Umtausch oder Geld zurück. Katalog frei. Lassen Sie sich nicht durch billige Preise täuschen, nicht der Preis — die Qualität entscheidet. Altbewährtes Betten-Versandhaus. A. & M. Frankrone, Kassel 123.

Auch ein Zeichen der Zeit.

Bummler (einen Zigarrettenstummel aufhebend): „Ree, son kurzer Stummel. Da sieht man doch, daß die Zeiten immer schlechter werden.“

Ratten, Feld-, Haus- u. Wühlmäuse

vertilgt sicher Dr. Cremer's Bazillenbutter

„Total“
ges. gesch. Unschädlich für Menschen und Haustiere.

— Preis per Tube Mk. 1,00. —

Dr. Cremer & Schob
Cöln-Ehrenfeld.

: Deutscher Reformtee :

(System Kneipp)
à Pfd. nur Mk. 2,40, Probepaket Mk. 1,20, sowie + Kräutertee + aller Art liefert Gg. Beckenhans, Darmstadt, Wiesenstr. 9

Gegen Hämorrhoiden

ist das Beste
Aphanodan (ges. gesch.)
Zäpfchen, Salbe, Pulver und Tee.
Alle 4 Mittel zusam. 10, — Mk. Porto extra. Gegen Nachnahme. Apotheker F. Pollack, Friedeberg a. Qu.

Silberne Gedenktaler

In künstlerischer Ausführung mit Porträts aller unserer Abbildungen kostenlos
L. CHR. LAUER, Münzprägestalt
Nürnberg 91 Kleinweidenmühle
Stück Mk. 5.—
Berlin SW Ritterstraße 56



Teilzahlung

Uhren und Goldwaren, Photo-Artikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Kriegsschmuck
Kataloge gratis und franco liefern
Jonass & Co., Berlin A. 390
Belle-Alliancestraße 7/10.

Laubsägerei

Kerbschnitt u. Holzbrand
Werkzeuge, Holz-Vorlagen etc.
i. groß. Ausm. bill. Katalog grat.
J. Brendel, Mutterstadt 2 Platz

Gallenstein-

Leidende fordern kostenlos Prospekt u. Referenzen über operations- u. schmerzlose Entfernung.
Bern. Fröhling, Cöln, Römerturm 9.